



BESONDERE FREUNDSCHAFT

GESCHICHTEN DER KLASSE 8G

Oft merkt man erst, was besonders wichtig ist, wenn man weiß, wie sich das Leben ohne diesen Menschen, diesen Ort oder diese Sache anfühlt. Diese Geschichten der Klasse 8g handeln vom Suchen, Finden, aber auch vom Verlieren ganz besonderer Freundschaften.

ENTSTANDEN IM FEBRUAR/MÄRZ 2020

Inhalt

| | |
|---------------------------------|----|
| Engelsnacht | 2 |
| Nur du | 5 |
| Besondere Freundschaft | 7 |
| Aussortiert | 10 |
| Gesteuert wie ein Roboter | 12 |
| Freund oder nicht? | 15 |
| Kaffee und Kuchen | 18 |
| Das Sternmädchen | 21 |
| Unsere Welt | 23 |
| Lost im Nirgendwo | 25 |
| Ist das erst der Anfang?! | 27 |

Engelsnacht

Ich wusste nicht, wo ich war.

Nicht einmal, wie ich dort gelandet war.

Ich stand in einer dunklen Gasse, in der nur zwei Hauseingänge und ein paar Mülltonnen waren. Vor mir baute sich eine Wand aus Finsternis auf, man sah nicht mal mehr Schatten dahinter.

Ich drehte mich um und wollte in die andere Richtung gehen. Es war mir egal, wohin ich ging, nur weg von der bedrohlich aussehenden Finsternis. Doch in dem Moment, als ich halb umgedreht über meine Schulter nach hinten schaute, bemerkte ich voller Panik, dass es eine Sackgasse war. Ich schaute verzweifelt zurück und der Finsternis entgegen, in der ich nun glaubte, Schatten mit blitzenden roten Augen zu erkennen.

Ich überlegte hektisch, was ich tun sollte. Viele Möglichkeiten hatte ich nicht, ich hatte keine Waffe, es gab keinen Weg aus der Sackgasse heraus, außer dem durch die Dunkelheit, welchen ich aber normalerweise niemals gewählt hätte. Denn Engel konnten sich nur in der Sonne oder zusammen mit einem anderen Engel in ihre wahre Erscheinungsform verwandeln.

Ich hatte keine andere Wahl, als durchs Dunkle zu gehen. Abermals glaubte ich, eine Gestalt zu sehen, redete mir aber ein, da wäre nichts.

Ich ging langsam auf die Wand aus Finsternis zu, die immer dunkler zu werden schien. Ein Schritt weiter und die Dunkelheit würde mich verschlingen.

„Einmal noch tief durchatmen, dann so schnell wie möglich dadurch gehen“, sagte ich zu mir selbst. Ich kniff die Augen zu und trat vor. Als ich sie wieder öffnete, sah ich zuerst nichts als Schwärze. Nach ein paar Augenblicken gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit. Langsam ging ich weiter. Nichts Ungewöhnliches oder Übernatürliches zu erkennen.

Plötzlich hörte ich hinter mir Schritte. Ich wirbelte herum und riss die Arme schützend über den Kopf. Als ich ein Lachen hörte, es klang tief und rau, lugte ich vorsichtig durch meine Arme hindurch und sah einen muskulösen Jungen mit gewaltigen Flügeln und steinerner Haut, der um die 20 Jahre alt zu sein schien.

Ein Wasserspeier. Erleichtert, aber trotzdem vorsichtig, nahm ich die Arme herunter.

„Engel sollten nicht an einem Ort wie diesem sein“, sagte er und grinste mir frech entgegen.

„An einem Ort wie diesem?“, fragte ich ihn misstrauisch, „und an was für einem Ort bin ich?“

Er brach ich spöttisches Gelächter aus. „Das wirst du schon noch sehen“, sagte er, wurde aber direkt wieder ernst, „aber im Ernst, dieser Ort ist gefährlich. Wenn du klug bist, verschwindest du so schnell wie möglich von hier und lässt dich nicht von irgendwelchen Typen anquatschen, hörst du? Verhalte dich einfach unauffällig und pass auf dich auf, okay?“

„Was meinst du mit...“

In dem Moment löste er sich auf und verschwand.

„...gefährlich?“, brachte ich den Satz zu Ende.

Ich war alleine. Oder etwa doch nicht? Zumindest hoffte ich es... Die Worte des Wasserspeiers verwirrten mich. Wasserspeier galten nicht als sehr intelligent, zumindest unter den Engeln nicht. Vielleicht

war es ja doch nur ein Klischee. Doch selbst wenn, woher kannte er mich? Anscheinend wusste er, wo ich war.

Egal, ich hatte jetzt wirklich schlimmere Probleme. Zum Beispiel, wie ich an diesem fies aussehenden Kerl vorbeikommen sollte, den ich nun in einer Ecke der Gasse entdeckte. Langsam ging ich weiter, ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich stehen geblieben war.

Den Fremden umgab ein schwaches, rötliches Leuchten, das ihn noch gefährlicher erscheinen ließ, als er eh schon aussah. Langsam ging ich an ihm vorbei, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Er beobachtete mich genau.

Endlich war ich an ihm vorbei und wie es aussah, war ich bald aus der Gasse raus.

Ein schneller Blick über die Schulter zeigte mir, dass der Unbekannte verschwunden war. Ich bekam Panik und ging schneller. Es war wie verhext. Je weiter ich ging, desto weiter weg schien der Ausgang zu sein. Auf einmal spürte ich eine feste, große Hand auf meiner Schulter.

Ich wusste genau, dass er direkt hinter mir stand.

Seine Hand strich langsam von meiner Schulter über meinen Arm.

„Was hat ein wehrloser, kleiner Engel wohl an einem Ort voller Teufel zu suchen?“

Teufel? Ach du Scheiße! Wir wurden zwar schon oft vor Teufeln gewarnt, aber nur die wenigsten Engel waren wirklich einem begegnet.

Ich kniff die Augen zu. Das war nicht wahr. Das konnte nicht real sein. Wie in Trance drehte ich mich um und sah dem Teufel ins Gesicht. Daher kam also der Lichtschein um ihn herum.

Er ergriff nun beide Arme von mir und zog mich zu sich. Ich erwachte aus meiner Starre und riss mich los. „Fass mich nicht an!“, stieß ich hervor und trat einen Schritt zurück.

Das fiese Grinsen, das vorher die ganze Zeit über im Halbdunkeln auf seinem Gesicht zu sehen war, verschwand und er guckte nun angespannt und verärgert. Er riss mich wieder grob zu sich zurück und zischte mir ins Ohr: „Lauf lieber nicht weg, sonst wirst du es bereuen.“

Seine Krallen gruben sich Sekunde für Sekunde fester in meine Oberarme. Ich wusste, ich hatte keine Chance zu fliehen.

Sein eiskalter Atem strich über meinen Nacken und ich erschauerte. Wenn er weiter so fest meinen Arm gepackt hielt, würde er abreißen. Es hieß, Teufel würden stark sein, aber keiner der Engel wusste, wie stark. Jetzt aber realisierte ich, dass er mich innerhalb einer einzigen Sekunde zerquetschen könnte, wenn er es wollen würde.

Ich spürte, wie er eine seiner riesigen Klauenhände an meinen Mund presste, als ich anfangen zu schreien. Lediglich einen einzelnen, abgehackten Schrei hörte man, der in der Finsternis verhallte. Die Pranke dämpfte meinen Aufschrei so stark, dass man niemals hören würde, wie ich versuchte, gegen ihn anzukämpfen.

So sehr ich es auch versuchte, ich konnte mich nicht befreien, während er mich langsam nach hinten mit sich in die Dunkelheit zog. Ich merkte, wie es um mich herum immer dunkler wurde und wurde immer panischer.

Auf einmal hörte ich Flügelschläge in der Ferne, die immer näher kamen, bis eine riesige Gestalt vor mir landete. Das konnte doch nicht... Doch, er war es! Vor mir stand der Wasserspeier, der vorhin einfach verschwunden war. Er grinste arrogant und man konnte die Wut in seinen blitzenden Augen erkennen.

Der Teufel hinter mir lachte. „Du denkst doch nicht ernsthaft, du könntest sie retten“, spie er dem Wasserspeier entgegen.

Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht, als der Wasserspeier ihn mit seiner ebenso großen Pranke ins Gesicht schlug und mich an sich riss. Ein Blick über meine Schulter verriet mir, dass er ihn genau an der Schläfe getroffen hatte, der einzigen bisher bekannten Schwachstelle von Teufeln.

Dieser taumelte rückwärts. Er hatte bemerkt, dass er keine Chance hatte.

Als ich anfing, mich sicher zu fühlen, hob der Teufel seinen Arm und ich wusste, was jetzt kommen würde. Der Wasserspeier offenbar auch, denn er drehte sich blitzschnell mit mir um, als ich auch schon Flammen an mir vorbeizischen sah. Ich schrie, es war unerträglich heiß.

Plötzlich erwachte ich schweißgebadet und setzte mich gerade im Bett auf. Nur ein Traum.

Als ich auf meinen Arm schaute, keuchte ich auf. Dort waren Brandblasen, sie waren riesig und feuerrot.

Ich stand mühsam auf und taumelte ins Bad. Dort schaute ich auf die Uhr, es war halb sieben. Verdammst! Ich musste um halb acht los, zu meiner neuen Schule.

Seit wir von Miami nach New York gezogen waren, hatte ich mich vor diesem Tag gefürchtet. Ich vermisste meine Freunde, ich hatte sie nun die ganzen Sommerferien nicht mehr gesehen. Ich seufzte. All das war nur passiert, weil mein Vater einen neuen Job gefunden hatte. Aber gut, ich musste das hier positiv sehen.

Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit, um die scheußlichen Brandblasen zu überschminken.

Als ich fertig angezogen war und vor der Bushaltestelle stand, sah ich einen großen Jungen aus unserem Nachbarhaus auf mich zukommen.

Er sagte zu mir: „Hey, ich bin Blade.“

Ich blinzelte, dann sagte ich: „Hi, ich bin Dalia. Bist du mein Nachbar?“

„Wenn du die bist, die neu eingezogen ist, ja.“

Irgendwie kam er mir bekannt vor...

Plötzlich bekam ich große Augen, als es mir auffiel. Er hatte große Ähnlichkeit mit dem Wasserspeier aus meinem Traum! Konnte das sein...?

Er grinste mich an: „Ja, kann es. Scheint so, als wäre dein Traum nicht der einzige Ort, an dem wir uns begegnen... Das klingt jetzt kitschig, oder?“

Ich lachte: „Ja, ziemlich.“

„Na dann...“ Er räusperte sich. „Auf eine erfreuliche Nachbarschaft“, sagte er mit ernster Stimme, doch dann grinsten wir uns wieder an.

„Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen“, sagte ich im gleichen Ton wie er.

Er lächelte mich warm an und ich spürte, dass dies der Anfang einer ganz besonderen Freundschaft war.

Nur du

Nur durch sie hat sich mein ganzes Leben verändert.

Ich bin Lia und gehe noch in die High School. Mein Leben ist, wie soll ich sagen, ein bisschen anders als das von anderen. Ich lebe in einem Mehrfamilienhaus nur mit meiner Mutter und meiner Oma. Mein Vater hat uns verlassen, als ich zehn war, da er eine andere Familie gründen wollte. Meine beste Freundin ist Susy, sie unterscheidet sich zwar von den anderen, aber das ist mir egal, denn ich bin auch anders. Mag sein, dass jeder denkt, ich habe noch viele andere Freunde, doch ich bin nicht so wie die Mädchen von hier. Susy ist die einzige, die mich mag, so wie ich bin und mich versteht. Bevor Susy noch nicht hier neu in der Schule war, hatte ich keine Freunde, da alle mich hier nur als „Freak“ sehen, denn meine Eltern sind nicht reich oder besitzen große Firmen und ich werde auch nicht zu den angesagtesten Partys eingeladen. Susy und ich sind stolz, dass wir nicht so sind, wie die, aber alle sehen das komplett anders. Niemand versteht und mag Susy. Manchmal ignorieren sie sie einfach, als würde sie nicht existieren, aber sie ist einer der wichtigsten Menschen für mich.

Es ist gerade zwölf Uhr und alle Schüler sitzen gelangweilt im Biounterricht von Mr. Michigan. Gerade nimmt er mich dran und dutzende Augen starren mich an und in mein ganzes Gesicht schießt das Blut hoch, doch ich entschuldige mich und gehe auf die Toilette. Zwei Minuten später kommt Susy und fragt: „Hey, warum bist du rausgegangen?“ „Na, weil ich keine Lust hatte, dass alle mich so blöd angucken.“ „Das ist doch egal.“ „Du hast gut reden.“ Daraufhin starrt sie mich verwirrt an und schlägt vor, wieder zurückzugehen. Als wir wieder drinnen sind, höre ich die Schüler über uns sprechen: „Die Verrückte denkt sich auch noch neue Freunde aus!“, meint Jeremy, der in der Ecke sitzt und mich angewidert anschaut. Jeremy West ist ein arrogantes, reiches Einzelkind. Seinen Eltern gehört die größte Firma in der Stadt. Und ich hasse ihn!

Als ich nach der Schule nach Hause komme, sitzt meine Mutter auf dem Sofa mit einem jungen Mann, der eine große Brille aufhat, aus der seine eisblauen Augen hinaussehen. „Hey!“, begrüße ich meine Mutter misstrauisch. „Na, Schatz, darf ich dir Dr. Homesway vorstellen? Er ist Psychologe für Schulprobleme.“ „Was!“, schreie ich durchs ganze Wohnzimmer. „Mum, kann ich dich kurz in der Küche sprechen?“, fordere ich sie auf. „Nee, tut mir leid Schatz, ich möchte dir deine Zeit nicht wegnehmen, denn deine Besprechung mit Dr. Homesway fängt genau jetzt an.“ Einfach nur stumm und schnell gehe ich in mein Zimmer und knalle die Tür zu.

Nach einer Weile höre ich, wie jemand leise die Tür aufmacht und sich in mein Zimmer schleicht. Ich sitze auf meinem Bett mit dem Blick auf der weißen ganz normalen Wand. „Lia, ich bin Rick Homesway und ein Psychologe für Schulprobleme. Deine Mutter hat mich engagiert, da sie das Gefühl hat, dass du sehr einsam in der Schule bist und du ein bisschen Unterstützung benötigst.“ „Und was jetzt! Außerdem habe ich eine beste Freundin und zwar Susy!“ „Achso und wann dürfte ich sie kennenlernen, vielleicht morgen?“ „Ok“, sage ich und habe immer noch den Blick auf der weißen ganz normalen Wand. Warum können nicht alle mich so sehen? Doch leider funktioniert nicht jedes Leben so einfach. Hier sitze ich also auf meinem Bett und unterhalte mich mit einem Psychologen für Schulprobleme. Wir reden also: Ich erzähle ihm etwas über meine Schule, über mein ganzes Leben und über Susy, meine beste Freundin.

Nach zwei Stunden ist die Besprechung durch und Dr. Homesway packt seinen Notizblock ein und verlässt unser Haus.

Am nächsten Morgen treffe ich Susy im Bus und erzähle ihr alles über gestern Nachmittag. Sie starrt mich entsetzt an und fragt: „Warum tut deine Mutter denn so etwas?“ „Keine Ahnung“, seufzte ich. „Er wollte dich sogar auch gerne kennenlernen.“ „Oh, na gut und wann?“ „Heute, du kannst einfach mit zu mir nach Hause kommen.“ Sie guckt mich traurig an. „Was ist?“, frage ich verwundert. „Es fällt mir schwer, das zu sagen, aber ich kann heute leider nicht. Ich habe etwas mit meiner Familie vor.“ „Das ist doch nicht schlimm, wir verschieben es einfach.“ „Ok, tut mir leid nochmal.“

Die Schule geht schnell vorbei und ich mache mich auf dem Weg nach Hause. Als ich da bin, ist Dr. Homesway schon in meinem Zimmer und hat alles vorbereitet. „Hallo Dr.“ „Hi Lia, wo ist deine Freundin Susy?“ „Sie konnte heute nicht kommen.“ „Achso, setz dich. Da sie heute nicht kommen konnte, mach' ich einfach das, was ich eigentlich nächste Woche mit dir vorhatte.“ „Geht klar“, sage ich selbstsicher, obwohl ich nicht genau weiß, was er damit meint. „Also Lia, wo haben du und Susy euch kennengelernt?“ „In der Schule, sie ist hier neu eingezogen.“ „Ah und wie sieht sie aus?“ „Sie hat schwarze Haare, ein schmales Gesicht und graue, ozeanblaue Augen.“ „Weißt du Lia, deine Mutter hat mir erzählt, dass du, seitdem euer Vater euch verlassen hat, viel mit dir selbst sprichst und du eine fantasievolle Vorstellungskraft hast.“ „Was wollen Sie damit sagen?“, frage ich leicht wütend. „Na hat deine Mutter Susy denn jemals kennengelernt?“ „Ja, klar!“, ich verstehe seine Fragen echt nicht mehr, aber ich bin trotzdem nervös. „Das stimmt aber nicht, deine Mutter meinte, sie habe Susy nie hören, sehen oder fühlen können.“ Bei seinen letzten Worten bleibt mein Herz einfach nur stehen und ich merke, wie meine Augen anfangen zu tränen. „Lia, ich will nur damit sagen, dass du wissen sollst, dass Susy nicht existiert, sondern sie einfach nur erfunden ist.“ Jetzt spüre ich nichts mehr, doch im selbem Moment wird mir klar, weshalb mich alle so behandelt haben. „Ich verstehe“, sage ich emotionslos und lasse den Psychologen sofort gehen.

Am nächsten Tag wache ich immer noch mit einem schlechten Gefühl auf und gehe in die Schule, um mit Susy zu reden, doch sie ist nicht da. Und das blieb auch so.

Besondere Freundschaft

PEYTON PHILLIPS

„Wie ist Ihr Name?“, fragte die Empfangsdame wieder. Ihr Haar war lockig und grau, ihr Blick ging wie durch mich durch. Er war leer und ausdruckslos.

„Peyton“, sagte ich, „Peyton Phillips.“ Ihre Brust hob sich wieder langsam und gleichmäßig, ihr weiß-grauer Kittel mit einem Marmeladenfleck spannte sich über ihre Brust, während Sie meinen Namen in den Computer eintippte.

„Bitte füllen Sie noch dieses Formular aus“, sagte sie gelangweilt.

Ich nahm das Formular entgegen und ging wieder zum gegenüberliegenden grauen Sofa. Hinter dem Sofa war eine weiße Wand mit braunen Flecken – nicht gerade ansprechend.

Alles hier sah alt und ungepflegt aus.

Ich setzte mich und füllte das Formular aus, dann gab ich es ab und wurde von zwei Männern in hellblauen Uniformen in ein Zimmer geführt, in mein zukünftiges Zimmer.

Es war klein. Vor dem Fenster waren Gitterstäbe angebracht. Ein Bett stand an der Wand, daneben ein kleiner Nachttisch.

Das Zimmer war wie der Rest hier farblos. Doch so schlimm würde es hier nicht werden können, denn mein bester Freund war hier. Jackson Winchester.

Für ihn hatte ich mich hierhin, in die Psychiatrie, eingewiesen. Ich wollte ihm helfen und ihn unterstützen. Ich wollte ihn wiedersehen.

JACKSON WINCHESTER

Wieder lag ich mit offenen Augen im Bett, ich fürchtete mich vor dem Schlafen, vor den Albträumen. Das letzte Mal hatte ich vor drei Tagen geschlafen und war schreiend aufgewacht.

Ich hatte von einer grauenhaften Kreatur geträumt, ihre Haut sah runzlig, braun verbrannt aus, ihre Augen waren glühend rot, als lodere ein Feuer darin. Ihre Zähne waren so scharf wie Messerklingen und sie hatte einen krummen Rücken mit hervorstehenden Knochen.

Vor der Kreatur lag ein junges Mädchen, sie war tot. Ihre eisblauen Augen sahen ins Leere, ihr blondes Haar lag um ihr herzförmiges Gesicht verteilt. Es war zerzaust und blutverklebt.

Vor der Kreatur lag Peyton.

Meine beste Freundin, Peyton Phillips, wir kannten uns seit Kleinauf und hatten alles zusammen gemacht. Wir waren unzertrennlich.

Das hatte sich nicht geändert, aber seit fast einem Monat war ich hier in der Psychiatrie und hatte sie nicht mehr gesehen. Noch hatte nichts gegen meine Albträume geholfen.

Ich sah auf die Uhr, es war 2:00 Uhr nachts.

Plötzlich sah ich einen Schatten. Ich stand auf und ging ihm nach. Geradeaus, dann um eine Kurve. Der Schatten war weg. Ich schaute den schmalen, leicht beleuchteten Gang entlang. Niemand.

Ich ging ins Bad und stellte sicher, dass alle Toilettenkabinen leer waren.

Als ich mich umdrehte, erstarrte ich, mein Spiegelbild sah schrecklich aus. Meine kurzen, dunkelbraunen Haare hingen mir platt vom Kopf und waren fettig, meine Augen waren sonst immer leuchtend silbern, jetzt aber waren sie grau, ein ausdrucksloses mattes Grau.

Doch am schlimmsten waren meine Augenringe, sie waren dunkel wie die Nacht. Ich brauchte dringend Schlaf, aber ich traute mich nicht, ich konnte nicht.

Ich wusch mir das Gesicht. Auf einmal wurde es kalt, ich spürte einen Luftzug im Nacken. Langsam hob ich den Kopf und sah ich den Spiegel. Ich konnte mich nicht bewegen.

PEYTON PHILLIPS

Um 8 Uhr wurde ich von zwei Männern in hellblauer Uniform abgeholt und zum Frühstückssaal gebracht. Vier lange Tischreihen waren dort auf gebaut und rechts an der Seite stand ein kleines Buffet. Ich ging zum Buffet, nahm mir ein Tablett und legte mir ein Brot mit Butter darauf, drehte mich um und wollte zu Tisch gehen, als ich Jackson erblickte.

Er sah schrecklich aus.

Ich hatte ihn noch nie zuvor so gesehen. Seine Augen waren nicht mehr so schön silbern wie früher, sie waren jetzt grau. Er hatte abgenommen, seine weiße Kleidung war ihm zu groß und hing an ihm herab wie ein Gespenst.

Als er mich sah, konnte ich ihm das Erstaunen von den Augen ablesen. Sein Mund öffnete sich langsam und schloss sich wieder.

JACKSON WINCHESTER

Ich konnte meinen Augen kaum trauen, Peyton war hier. Ich starrte sie an. Sie hatte ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Ich ging schnell auf sie zu, sie kam mir entgegen und schlang die Arme um mich, ich reagierte erst nach ein paar Sekunden und schloss die Arme um sie.

Was hatte sie hier zu suchen? Ich freute mich, sie wiederzusehen, aber ich wollte nicht, dass sie hier war.

„Jackson, wie geht es dir?“, fragte sie. Ich löste mich aus ihrer Umarmung und sah sie an, sie sah aus wie immer. „Schlecht“, erwiderte ich, „ich hatte gestern wieder einen Albtraum.“

„Möchtest du darüber reden?“, fragte sie besorgt. Eigentlich wollte ich nicht, aber ich wusste, dass es ihr besserging, wenn ich es ihr anvertraute. Sie wollte mir helfe und ich konnte ihr das Gefühl zu helfen nur geben, wenn sie über meine Alpträume Bescheid wusste.

„Okay“, erwiderte ich schließlich, „ich wollte gestern nicht einschlafen, aber ich habe es unbewusst getan. Ich habe einen Schatten gesehen und bin ihm gefolgt, bis ich ihn vor der Männertoilette verloren habe. Ich bin hineingegangen, um mich wachzuhalten, indem ich mir Wasser auf mein Gesicht tat. Als ich meinen Kopf dann über dem Waschbecken hatte, habe ich einen kalten Luftzug im Nacken gespürt, meinen Kopf gehoben und in den Spiegel gesehen.“ Ich unterbrach mich, da Peytons Augen groß wurden und ich erkannte Schrecken und Besorgnis darin. „Wer hinter mir stand, konnte ich nicht erkennen, ich wusste nur, dass dort jemand war und dann bin ich aufgewacht.“

„Ich hoffe, sie werden hier etwas gegen deine Alpträume tun können“, sagte sie hoffnungsvoll.

„Das hoffe ich auch“, sagte ich. „Lass uns etwas zu Essen für dich holen“, murmelte sie und zog mich direkt mit zum Buffet. Ich nahm mir ein Brot mit Käse und ging mit ihr zu einem der Tische.

Dort aßen und unterhielten wir uns.

Ich erzählte ihr, wie es mir hier ergangen war und dass noch nichts gegen meine Alpträume geholfen hatte. Das hatte ich vermisst, mit ihr zu reden, einfach mit ihr Zeit zu verbringen.

Nach dem Essen wurden wir beide wieder in unsere Zimmer gebracht.

Kurz danach kam mein Psychiater und erzählt mir Neuigkeiten bezüglich meiner Alpträume. Er erklärte mir, da noch keine Tabletten gegen meine Alpträume geholfen hatten, würden wir jetzt ganz neue Tabletten ausprobieren. Jeden Abend um 8 Uhr würde ein Krankenpfleger kommen und mir die Tabletten geben.

PEYTON PHILLIPS

Jackson wiederzusehen hatte gutgetan. Gerne hätte ich länger mit ihm gesprochen, aber das ging nicht.

Wir beide wurden wieder zurück in unsere Zimmer geführt, nachdem ich ihm versprochen hatte, hier-zubleiben, bis er entlassen würde.

Ich würde mein Versprechen nicht brechen, ich stand zu meinem Wort.

Damals ahnte ich noch nicht, dass ich die Anstalt erst 17 Jahre später wieder verlassen würde.

Aussortiert

Meine Mutter hat mir erzählt, dass sie ein kleines Haus gefunden hat. Sie hatte schon vor einem Jahr angefangen zu suchen und endlich hatte sie es geschafft. Ich war sehr glücklich, ich würde mein eigenes Zimmer bekommen. Nach der guten Nachricht berichtete sie mir noch, dass das Haus in einem kleinen Dorf liege. Außerdem gebe es dort eine „nette“ Schule.

Ich machte mir nur Sorgen, ob ich dort Freunde finden würde, weil ich schüchtern bin und es mir nicht leichtfällt, mich mit Leuten zu unterhalten – noch weniger, mich mit welchen anzufreunden. Trotzdem hab ich es irgendwie, ich weiß selbst nicht wie, hingekriegt, zwei Freunde zu finden. Also nicht welche, mit den ich mich verabrede und Sachen unternehme, aber wir reden zusammen und manchmal kommt es sogar dazu, dass wir lachen. Nur wie soll ich das nochmal hinkriegen?

Dann meinte meine Mutter auch noch, dass wir schon in den nächsten Ferien umziehen würden und wir sollten schon mal anfangen, zu überlegen, was wir aussortieren wollten. Wir wollten ja kein „unnötiges Zeug“ mitnehmen. Was mich aber viel mehr beschäftigte: Dass ich nur noch knapp zwei Wochen Zeit hatte, um darauf klarzukommen und mich von allen zu verabschieden. Wie sollte ich das überhaupt schaffen? Ich versuchte, mich jetzt erstmal ein bisschen abzulenken und schaute mir erst mal an, welche Bücher ich hierlassen konnte und welche ich noch lesen und mitnehmen würde.

Am nächsten Schultag erklärte ich es meiner Lehrerin, die dann der ganzen Klasse erzählte, dass ich nach den Ferien leider nicht mehr kommen würde, da ich umziehen musste. Die Reaktionen hatte ich mir anders vorgestellt. Ich hatte mir zwar eigentlich gar nichts vorgestellt, aber das meine Lehrerin die Einzige sein würde, die es überhaupt interessierte, hätte ich nicht gedacht. Vor allem hätte ich nicht erwartet, dass keine Reaktion von meinen „Freunden“ kommt, sie kamen mir auf einmal fremd vor.

Als ich nochmal darüber nachdachte, merkte ich, dass es vielleicht gut wäre, einen neuen Ort und neue Leute kennenzulernen. Trotzdem war es traurig, zu wissen, dass ich ihnen hier nichts wert war. Aber jetzt interessierten sie mich auch nicht mehr.

Es lag aber auch an mir. Hätte ich ihnen nicht so viel gegeben, hätten sie mich auch nicht ausnutzen können.

In der letzten Schulwoche dachte ich sehr viel nach und sortierte aus. Ich fragte mich, wie die Leute in dem Dorf sein würden, was mir wiederum Sorgen bereitet. Vielleicht würde ich mich nicht gut mit allen verstehen oder überhaupt mit irgendjemandem. Trotzdem freute ich mich sehr, dass ich neu anfangen konnte.

Schließlich hatte ich alles, was ich mit schlechten Erinnerungen verband, aussortiert, um für neue Erinnerungen Platz zu schaffen. In drei Tagen würden wir losfahren, übermorgen würde schon der Umzugswagen kommen und wir würden mit dem Auto und den wichtigsten Sachen hinterherfahren.

Jetzt war ich in meinem Zimmer und schaute mich um, überall waren Kartons, die ich noch auspacken musste. Der Umzug war trotzdem sehr entspannt. Meine Mutter erzählte mir, es gebe einen Bus, mit dem ich zur Schule fahren müsse und dass wir uns am Wochenende mit ihrer Freundin treffen würden, die eine Tochter hatte, die fast so alt wie ich war.

Als wir dann bei ihr ankamen, verstanden wir uns sofort gut. Sie heißt Lena. Wir entschieden uns dazu, rauszugehen, weil unsere Mütter sich über langweilige Themen unterhielten. Wir redeten über alles Mögliche, es kam mir so vor, als würden wir uns schon Ewigkeiten kennen. Es war ganz anders als mit meinen alten „Freunden“. Sie hörte mir zu, wir lachten, ich fühlte mich wohl.

Die nächsten Tage und Woche vergingen wie im Flug. Meine Mutter hatte recht, die Schule ist wirklich schön, ich verstand mich mit vielen gut. An der alten Schule hatten alle immer meine Geburtstage vergessen und hatten mir nichts zurückgegeben. Ich fand es nie schlimm, aber eigentlich hätte ich von Anfang merken sollen, dass ich mich nicht an anderen festklammern sollte, sondern ich hätte wie jetzt Leute suchen sollen, mit denen ich glücklich war. Das war mir inzwischen egal, irgendwo war ich dankbar, dass ich es jetzt verstanden zu haben glaubte, wie man Freundschaften aufbaut. Ich hoffe nur, dass sie sich nicht jemand Neues ausgesucht haben, den sie ausnutzen. Es hatte auch niemand gemerkt, wenn ich traurig war. Ich hatte mir immer gedacht, dass ich es einfach nicht gezeigt habe, aber nein, es hatte ihnen einfach nicht interessiert.

Lena erinnerte sich immer an alles und merkte sofort, wenn es mir schlechtging. Sie war da und hörte mir zu. Sie war so eine gute Freundin und alles war so gut, wie es noch nie war.

Von einem Tag auf den anderen war sie aber sehr verschlossen mir gegenüber, ich hatte das Gefühl, sie hatte mir was zu sagen. Aus dem Nichts schrieb sie mir dann, dass sie nicht mehr mit mir befreundet sein wolle, sie hatte es ungefähr so formuliert: „Ich weiß, wir hatten oft Spaß und es tut mir leid, wenn dich das traurig macht, aber ich habe einfach das Gefühl, ich mache so viel für dich, dass du nichts mehr wertschätzt und mir auch nichts zurückgibst.“

Sie hatte recht, es verletzte mich. Noch mehr recht hatte sie aber damit, dass ich sie nur noch ausnutzte.

Ich kam mir wieder allein vor. Ich hatte zwar noch Freunde aus meiner Schule, aber Lena hatte mir so viel gegeben, ich wünschte, ich könnte ihr das zurückgeben, aber sie möchte nichts mehr von mir.

Ich muss einsehen, ich bin wie die Leute geworden, über die ich mich vor Kurzem noch aufgeregt habe. Ich werde mich bemühen, eine bessere Freundin zu sein und Menschen, die mir viel geben auch viel zurückzugeben.

Fremdgesteuert

Ich wachte gerade auf, schlaftrunken sah ich mich um: Links von mir sah ich mein halb leeres Wasserglas. Direkt neben dem Glas stand meine absolute Lieblingsbuchreihe, Obsidian. Ich las sie gerade schon zum vierten Mal und fand es immer super spannend. Dieses Buch wurde einfach nie langweilig.

Als ich mich dann endlich aufgeraffte, ging ich nach unten. Ich war schon fast in der Küche, als ich beschloss, noch einmal schnell hoch in mein Zimmer zu rennen, um meine warmen Kuschelsocken zu holen. Auf dem Weg nach oben spürte ich den kalten Boden an meinen Füßen. Die Kälte zog sich meinen ganzen Körper hoch. Meine Mutter war schon weg. Heute war Samstag, das bedeutete, sie war schon um sechs Uhr morgens losgefahren zur Arbeit. Sie war Krankenschwester, meiner Meinung nach die beste. Sie konnte sich unfassbar einfühlsam um Leute kümmern und wenn wir uns dann mal sahen, kochten wir etwas gemeinsam, lachten und hatten einfach Spaß. Leider war sie aufgrund ihres Jobs nur sehr selten zuhause, wenn ich da war. Doch ich kriegte eigentlich alles immer ganz gut auf die Reihe.

Ich beschloss, mich aufs Sofa zu setzen und zu schauen, was gerade im Fernsehen lief. Als nur noch Schrott lief, begann ich etwas zu frühstücken. Ich hatte keinen großen Hunger, also nahm ich mir einfach etwas Haferflocken, in die ich einen halben Apfel und eine Banane schnippelte. Dazu nahm ich mir noch den letzten Rest Himbeer-Smoothie von gestern aus dem Kühlschrank. Dann machte ich es mir ein zweites Mal auf dem Sofa gemütlich, stellte mein neues MacBook auf meinen Schoß und guckte ein bisschen auf Pinterest.

Ich hatte endlich eine passende Position gefunden, da klingelt es an der Tür. Ich öffnete sie und da stand ein Mädchen, welches ich noch nie zuvor gesehen hatte. Sie sah wirklich niedlich aus mit ihren langen blonden Haaren, leicht rosa Wangen und ihren wunderschönen langen getuschten Wimpern. Ich weiß, es klingt komisch, aber ich hatte sofort ein wohliges und schönes Gefühl im Bauch, als ich ihre angenehme Stimme hörte

„Hey, ich bin Olivia. Ich bin mit meiner Familie gestern im Haus nebenan eingezogen und dachte, ich begrüße mal unsere neuen Nachbarn.“ Mir fielen jetzt erst eisblauen Augen auf, die von ihren langen Wimpern verdeckt wurden. „Hallo, schön, dich kennenzulernen. Ich bin Eve. Meine Mutter ist leider gerade nicht da, aber ich kann ihr gerne Bescheid sagen, dass sie, wenn sie von der Arbeit zurück ist, nochmal bei euch vorbeischaud und „hallo“ sagt.“ „Ja ja, mach dir keinen Stress! Wie alt bist du eigentlich?“ „Doch mach ich gerne, ist ja kein großer Aufwand. Ich bin sechzehn. Magst du vielleicht reinkommen?“, fragte ich sie, woraufhin sie „ja, gerne“ antwortete.

Wir setzten uns sofort und fingen an zu quatschen. Wir redeten länger, als ich je erwartet hätte. Wir unterhielten uns über Freunde, Familie, Umzug und Schule.

Nach kurzer Zeit fühlte es sich an, als würden wir uns schon eine Ewigkeit kennen. Irgendwann kamen wir dann auf das Thema Jungs und meiner Meinung nach verlief die Unterhaltung echt merkwürdig, aber im positiven Sinne. Wir hatten uns so viel zu erzählen und es war nicht wie sonst, wenn man über so etwas redet. Nein. Es war gar nicht unangenehm. Es war schön, dass alles mal loszuwerden. Dann fragte Olivia mich: „Und? Hast du eigentlich einen Freund?“ „Naja, nicht wirklich, aber es gibt da jemanden. Du wirst ihn in der Schule auch kennenlernen, er geht in meine Klasse. Weißt du schon, in welche Klasse du kommst und auch wann?“, fragte ich sie. „Ja, ab dem 26. August komme ich in die 11b.“ „Echt? Das ist ja cool, das ist meine Klasse. Und nochmal zurück: Hast du jemanden? Einen Freund vielleicht?“, wollte ich dann nochmal wissen. Mir fiel auf, dass ihr die Frage irgendwie unangenehm war. Sie guckte nach unten und spielte währenddessen mit ihrem Armband. Ich war mir nicht sicher, was ich sagen sollte, also sagt ich nur: „Du musst das auch nicht beantworten, wenn du nicht möchtest.“ Sie guckte mich an: „Nein nein, ich bin nur noch nicht so gut darin, diese Frage zu beantworten. Denn... ich... ich habe eine Freundin.“ Ich fand es cool, dass sie es mir schon so früh gesagt

hatte. Obwohl es eigentlich auch nicht so etwas Großes sein sollte, worüber ich so viel nachdenke. „Das muss dir nicht unangenehm sein.“ Sie lächelte mich schüchtern an und ich lächelte zurück. Sie guckte auf ihre Uhr: „Oh, schon so lange bin ich hier? Ich muss echt mal los.“ Ich begleitete sie zur Tür und wir verabschiedeten uns. „Wir sehen uns. Spätestens in der Schule.“ „Ja, bis dann.“

Als ich abends auf meinem Bett lag, dachte ich noch einmal über den heutigen Tag nach und wie schön es eigentlich war. Ich bin nicht unbedingt eine Person, die gerne unter anderen ist, aber heute mit Olivia hatte sich das alles anders angefühlt. Es war schön und ich konnte es genießen, ich hoffte, ihr ging es genauso.

Plötzlich fiel mir wieder ein, dass ich noch einkaufen gehen musste, da meine Mutter erst spät kam und ich dann etwas Essen für sie vorbereitet haben wollte. Ich hatte mir überlegt Lasagne zu machen, allerdings hatte ich sie das letzte Mal vor drei Jahren gemacht und wusste nicht mehr genau, wie sie geht. „Ach, dachte ich das wird schon“, dachte ich, „so schwer ist Lasagne wohl kaum.“

Also lief ich die Treppe wieder runter, nahm ich mir etwas Geld und meinen Schlüssel. Ich wollte Rad fahren, doch ich konnte mein Fahrrad nicht finden. Es stand nicht da, wo es sonst stand, also guckte ich mich um. Ich dachte schon, dass meine Mutter es mit genommen hätte zur Arbeit, was aber keinen Sinn ergeben hätte, denn sie muss immer mit dem Auto fahren, weil die Strecke zu lang ist. Also suchte ich weiter. Ich lief ums ganze Haus herum, und zwar nicht nur einmal, doch ich konnte es nicht finden. Also beschloss ich, die Straße runter auch mal zu gucken. Bis ich plötzlich ein komisches Ziehen in meinem ganzen Körper spürte.

Dieses Gefühl hatte ich noch nie zuvor. Es war merkwürdig. Irgendwie ein unangenehmes Ziehen und gleichzeitig ein schönes Kribbeln. Es zog von meinem Kopf durch meine Arme bis hin zu meinen Fingerspitzen und weiter durch meine Beine bis zu meinen Zehen. Irgendwie brachte es mich dazu, zu einem Haus zu laufen. Es war das einzige Haus, von dem ich nicht wusste, wer darin wohnte. Wie ferngesteuert ging ich auf die Tür zu und klingelte. Niemand öffnete sie. Plötzlich spürte ich eine kalte Hand auf meiner Schulter. Ich erschrak so sehr, dass ich innerlich erstarrte und ich mich nicht mehr umdrehen konnte. Ich spürte einen warmen Hauch in meinem Nacken direkt unter meinem wild zusammen gebundenen Pferdeschwanz. Die Person sagte etwas hinter mir, doch ich verstand sie nicht richtig. Mir kam diese Stimme sehr bekannt vor, aber nicht wie eine Nachbarin oder jemand aus der Familie. Es war anders, mehr so, als hätte ich sie schon einmal in einem Traum gehört. Als ich mich dann wieder bewegen konnte – was sich für mich anfühlte wie zehn Minuten waren vermutlich in Wirklichkeit nur drei Sekunden gewesen –, drehte ich mich um und sah der Person in die Augen.

Diese Augen kannte ich. Sie waren eisblau und ich sagte schnell: „Olivia?“ „Ja?“, antwortete sie verwundert. Als ich dann wieder vernünftig sehen konnte, erkannte ich sie auch. Sie hatte etwas an, von dem ich vermutete, es sei ihr Schlafanzug.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte sie. Kein Wunder, ich starrte sie an, als sähe ich ein Gespenst. „Oh... äh... ja, mir geht es gut. Ich frage mich nur, wie ich hierhergekommen bin.“ Olivia guckte mich verwundert an: „Ich weiß es nicht.“ Also sah ich mich um, weil mir hier irgendetwas komisch vorkam. Olivia sagte verängstigt: „Eve? Bitte rede mit mir, du machst mir Angst... bitte hör auf damit.“ „Klar. Entschuldigung. Ich weiß nur nicht, was mit mir los ist.“ „Was meinst du?“ „Ich wollte einkaufen gehen, doch mein Fahrrad war weg, also habe ich es gesucht, bis ich mich komisch fühlte und hierhergehen musste und dann kamst du.“ „Okay, ich verstehe zwar nicht, warum das Ganze, aber ich würde sagen, wir gucken erst einmal in das Haus. Vielleicht gibt es irgendeinen Grund, weshalb du genau hierhingegangen bist. Ich glaube zwar eigentlich nicht an so etwas, aber man weiß ja nie. Also komm!“

Als sie bemerkte, dass die Tür leicht offenstand, drückte sie dagegen. Ich war fasziniert von Olivia. Sie hatte gar keine Angst, während sich bei mir alles zusammen zog. Ich war voller Adrenalin. Ich hatte Angst, was in diesem Haus war, doch ich war wie in einem Rausch. Ich musste darein. Alles fühlte sich

anders an, aber auf eine schöne, spannende Art und Weise. Als ich meinen rechten Fuß auf das knarrende Holz setzte, erschauerte ich. Das Haus war dunkel, bis auf einmal ein Licht im Eingangsbereich anging. Durch Olivias Zurückschrecken merkte ich gar nicht, dass ich es auch tat. Doch sie ging einfach weiter. „Olivia? Wollen wir das wirklich machen, wir können auch wieder umdrehen?“ Ich konnte mein Herz schlagen hören. „Doch Eve, wir ziehen das jetzt durch. Ich will nicht umsonst fast einen Herzinfarkt erlebt haben“, sagte sie mit einem nervösen und ruhigen Kichern.

Wir bogen nach links in einen kleinen Raum ab, in dem nur ein halbvolles Bücherregal stand. Ich habe keine Ahnung warum genau, aber ich verspürte schon wieder ein Ziehen in meinem ganzen Körper. Ich musste einfach zu diesem Bücherregal hingehen. Als ich mich wieder mit dem Blick von ihm losreißen konnte und zu Olivia gucken wollte, konnte ich sie nicht sehen. Sie war weg! Also ging ich durch eine andere Tür. Da lag sie. Ich war schockiert und wusste nicht, was ich machen sollte. Ich wollte es nicht glauben. Ich konnte es nicht glauben.

Ich lag zwei Tage in meinem Bett. Ich war seit dem schlimmen Ereignis nicht mehr aufgestanden und hatte nichts mehr gegessen. Ich dachte die ganze Zeit nur: Das war alles meine Schuld. Ohne mich wäre sie nie in dieses Haus reingegangen. Ich wusste nicht einmal, wie und ob sie gestorben war. Ich wusste auch nicht, wie es dazu kam, dass ich dieses schreckliche Haus betreten hatte. Ich war ahnungslos.

Die Schule hatte wieder begonnen. Doch ich konnte mich einfach nicht auf Themen wie Mathe konzentrieren. Meinen Freundinnen war es nicht einmal aufgefallen, dass es mir schlechtging. Es fühlte sich nicht gut an. Olivia war einfach meine einzig wahre Freundin gewesen, obwohl ich ein paar meiner Freunde schon seit vier Jahren kannte und Olivia nur einen Tag.

Ich beschloss, nach der vierten Stunde nach Hause zugehen. Ich kam total verheult zu Hause an, steckte meinen Schlüssel ins Schlüsselloch rüttelte ihn ein bisschen herum, stieß die Tür auf und da saß meine Mutter. Sie hatte sofort gemerkt, dass etwas mit mir nicht stimmte, also setzten wir uns auf unser Sofa und ich konnte alles mal loswerden. Es tat richtig gut.

Freund oder nicht?

Die Uhr stand auf 12.29 Uhr. Jetzt schlug sie auf 12.30 Uhr um. Die Sonne schien. In einer Stunde war Mittagspause. Klaus nahm einen Schluck aus seinem Kaffee und legte seine Zeitung weg. Er schaltete das Radio ein, sein Lieblingslied lief gerade. Er summte das Lied leise mit, doch dann wurde es plötzlich unterbrochen. Der Sprecher im Radio sagte, dass soeben ein schwerer Bankraub geschehen war, bei dem anscheinend mehrere Leute verletzt wurden. Noch im selben Moment, wo der Moderator seinen Satz beendete, klingelte Klaus' Telefon, was neben ihm auf dem Schreibtisch lag. Er nahm den Hörer ab und sagte: „Hallo, guten Tag.“ Der Mann am Telefon antwortete: „Ah, guten Tag Klaus, du hast sicherlich schon von dem Überfall gehört. Also ich bin gerade hier am Tatort und suche mit den Kollegen nach Beweisen. Ich glaube, es wäre gut, wenn du auch herkommen würdest.“ Klaus antwortete darauf: „Gut ich komme sofort her. In ca. zehn Minuten bin ich da.“

Klaus sprang auf, nahm seine Uniform und ging schnell in die Garage der Kriminalpolizei. Er kramte seinen Autoschlüssel aus der Hosentasche und schloss sein Auto auf. Nachdem er die Garagentür geöffnet hatte, fuhr er nach draußen. Da die Sonne ihn blendete, setzte er sich eine Sonnenbrille auf. „Eigentlich war heute doch schönes Wetter,“ dachte Klaus. Als er nach acht Minuten am Tatort ankam, stellte er fest, dass dieser schon weiträumig abgesperrt worden war. Er fuhr an den Fahrbahnrand und schaltete den Motor aus. Er stieg er aus und lief zu seinen Kollegen. „Was genau ist denn eigentlich passiert?“ Einer der Leute sagte: „Nun ja, also die Zeugenbefragung hat ergeben, dass eine maskierte Person aus einem Auto ausgestiegen sein soll, dann die Bank überfallen hat und dabei einen Mitarbeiter verletzt haben soll.“ Daraufhin fragte Klaus: „Ok, habt ihr denn irgendwelche Beweise finden können?“ Der Mann antwortete: „Das einzige, was wir haben finden können, war ein handschriftlicher Zettel, auf dem das Datum von übermorgen stand und noch die Uhrzeit, 20 Uhr. Beim Autokennzeichen konnte man leider nur die Zahl 14 erkennen.“

Klaus stellte noch einige Fragen und es folgten noch einige Antworten, doch um 17 Uhr hatte er Feierabend. Er fuhr jedoch nicht zu sich nach Hause, sondern zu seinem Freund Torsten, mit dem er sich heute noch treffen wollte. Die beiden aßen Pizza und unterhielten sich. Sie unterhielten sich über die Arbeit und Torstens Pläne in wenigen Tagen nach Amerika zu gehen. Am Ende des Treffens vereinbarten sie, sich morgen gleich nochmal zu treffen. Ein letztes Mal, bevor Torsten nach Amerika gehen sollte. Als Klaus ins Auto stieg, war es schon stockdunkel. Er schaltete das Radio ein und dachte nach. Er kannte Torsten schon lange, sehr lange sogar. Um genau zu sein schon, seit sie zusammen zur Schule gegangen waren. Doch seit Torsten vorhatte, nach Amerika zu gehen, verhielt er sich irgendwie anders. Er verhielt sich komisch.

Am nächsten Morgen wertete Klaus das Videomaterial der Bank aus. Auf den Bildern war deutlich eine maskierte Person zu sehen, die komplett schwarz angezogen war. Dann klingelte sein Telefon und ein Kollege erzählte ihm, dass man durch einen Zeugenhinweis einen Täter hatte ermitteln können, der dann auch in seiner Wohnung festgenommen wurde. Einige Zeit später verhörte Klaus ihn. Von der Größe her stimmte er zwar mit der Person auf dem Video überein, seine Stimme war jedoch anders. Außerdem beteuerte der Täter das ganze Verhör über seine Unschuld. Er kam in Untersuchungshaft. Klaus dachte über den Zettel mit dem Datum und der Uhrzeit nach. Er fragte sich, was damit wohl gemeint sein könnte. So dachte er dann noch den ganzen Tag nach. Am Abend, als Torsten ihn besuchte, redeten sie nochmal über alles, was sie so zusammen erlebt hatten. Klaus erzählte ihm, dass sein Flug am morgigen Tag um 18 Uhr gehen sollte. Als es schon spät war, verabschiedeten sie sich und Torsten sagte zu Klaus, er würde ihn anrufen, wenn er ankäme. An dem Abend dachte Klaus noch sehr viel

nach. Die Sache mit dem Bankraub ging ihm auch nicht aus dem Kopf. Er fragte sich, ob sie wirklich den richtigen Täter gefunden hatten. Außerdem kam ihm irgendetwas komisch vor, er wusste nur immer noch nicht was.

Am nächsten Tag, nach einer unruhigen Nacht, reinigte er seine Wohnung. Unter dem Sofa fand er eine schwarze Maske. „Die musste Torsten wohl verloren haben“, dachte Klaus. Dann wurde ihm einiges klar und die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Der Zettel! Auf ihm stand doch eigentlich genau das Reisedatum von Torsten, dachte er sich. „Entweder ist das hier ein riesengroßer Zufall oder Torsten ist wirklich der Täter“, dachte er. „Dann haben wir vermutlich den Falschen,“ murmelte Klaus. Er fuhr so schnell wie möglich ins Büro. Er schaute sich das Video nochmal an und stellte fest, dass man darauf tatsächlich Torstens Stimme hören konnte. Außerdem fiel ihm ein, dass die Zahl 14 in seinem Kennzeichen vorkam. Er erzählte jedoch nur dem Kollegen, den er am besten kannte, von seinem Verdacht. Er wusste eigentlich auch gar nicht, was er tun oder denken sollte. War es wirklich Torsten, der den Überfall begangen hatte? War das dann auch der Grund, warum er in letzter Zeit so anders war? Als Klaus zur Mittagspause ging, erzählte sein Kollege den anderen von Klaus' Verdacht.

Am Abend fuhr Torsten mit seinem schwarzem Jeep Richtung Flughafen. Es dämmerte schon und es fing an zu regnen. „Gleich steige er in meinen Privatjet und dann, wenn ich in Amerika ankomme, kann ich mein gestohlenen Geld für alles ausgeben, was ich mir je erträumt habe“, dachte er sich, während er auf die untergehende Sonne schaute. Doch dann merkte er, dass er verfolgt wurde. Er gab Gas und versuchte den Verfolger loszuwerden. Nach einer Weile konnte er den Wagen hinter ihm nicht mehr sehen. Kurz danach war er am Flughafen und stieg in seinen Privatjet. Der Pilot sagte zu ihm, dass sie gleich starten könnten. Danach ging Torsten ging auf das WC des Jets.

Ungefähr eine Stunde vorher zog Klaus sich seine Jacke an. Inzwischen waren seine Gedanken etwas klarer geworden. Er hatte vor, zum Flughafen zu fahren und Torsten persönlich zu stellen. Er stieg also in sein Auto, fuhr zu der Wohnung von Torsten und wartete dort, bis dieser in sein Auto stieg. Klaus spürte zum ersten Mal, wie aufgeregt er eigentlich war. Er verfolgte Torsten unauffällig. Als Klaus jedoch bemerkte, dass Torsten ihn gesehen haben musste, wurde er langsamer und ließ sich von ein paar anderen Fahrzeugen überholen, um ihm unauffälliger zu folgen. Klaus bemerkte jedoch nicht, dass er in dem Moment, wo er Torsten verfolgte, selbst bereits von der Polizei verfolgt wurde. Als Klaus endlich den Flughafen erreichte, lag ein leichter Duft von Verrat in der Luft. Er ging langsam auf das Flugzeug zu, in das Torsten eingestiegen war. Als er die Tür durchschritt, zitterten seine Beine vor Aufregung und der Schweiß lief ihm kalt am Rücken herunter.

Als Torsten aus dem WC kam und sich umdrehte, sah er plötzlich Klaus vor ihm stehen der sagte: „Torsten, ich weiß, dass du denn Bankraub begonnen hast.“ Torsten erschrak und schwieg kurz. Dann zog er seine Pistole. In dem Moment stellte sich Klaus vor, wie die Situation weitergehen könnte. Torsten könnte die Waffe gleich wieder herunternehmen und zu ihm sagen: „Die Sache war ein riesiger Fehler, ich weiß auch nicht, was ich mir dabei gedacht habe.“ Er könnte ihm aber auch anbieten, das Geld mit ihm zu teilen und mit nach Amerika zu kommen. Klaus dachte nach: „Würde ich dann mitkommen oder ablehnen? Ich weiß es nicht. Oder was würde ich tun, wenn er jetzt gleich festgenommen werden würde?“, fragte er sich. Vor allem fragte er sich aber, ob Torsten nun sein Feind oder sein Freund war. Auch Torsten dachte nach. Er dachte: „Soll ich jetzt aufgeben oder weitermachen?“

Doch beide konnten ihre Gedankengänge nicht beenden, denn im selben Moment wurde das Flugzeug von einem Sondereinsatzkommando der Polizei gestürmt. Wenige Sekunden später lag Torsten mit Handschellen auf dem Boden.

Kaffee und Kuchen

Ich ging die graue Straße entlang. Der Asphalt unter meinen Füßen war klitschnass, mein Gesicht war von feinen Wassertröpfchen bedeckt und durch den seit Stunden andauernden Sprühregen konnte ich kaum etwas erkennen. Bei einem solchen Wetter sollte man wirklich nicht draußen sein. Nasse Haare, nasse Schuhe, verwischte Schminke, Horror. Aber so war ich nicht. Ich mochte meine Haare, wenn sie nass waren, dann wurden sie immer so schön dunkel, fast schwarz. Und von Make-up bekam ich sowieso nur schrecklichen Ausschlag, gegen den eigentlichen nur noch mehr Schminke half. Also ließ ich es ganz.

Jetzt bog ich in eine etwas kleinere Straße ein und entkam dem Strom an bunten Schirmen, unter denen sich unzählige Londoner vor dem Regen versteckten. Bald würde ich an meinem Ziel angekommen sein, meinem Lieblings-Café, warm und trocken war es dort. Auf meinem Weg dorthin kam ich wie immer an Jamies altem Plattenladen vorbei. Ich blieb stehen und lauschte andächtig der längst vergessenen Musik, die aus der halb offenen Tür dudelte. Für einen Moment geriet ich stark in Versuchung mitzusingen, doch dann konnte ich mich doch beherrschen. Singen tat ich nur im Chor, alles andere erzeugte zu viel Aufmerksamkeit und das gehörte zu den wenigen Dingen, die ich hasste.

Als ich die Tür zum Café aufstieß empfing mich warmes Licht und der Duft nach frisch gebackenem Kuchen. An Regentagen wie diesem gab es doch einfach nichts Besseres, als hier abzuhängen. Auch allein, wenn meine eher geringe Anzahl an Freunden mal wieder keine Zeit oder keinen Bock oder was auch immer hatte. Für einen Moment schloss ich meine Augen und konzentrierte mich auf den Geruch nach Kuchen. Das mochte seltsam aussehen, aber was kümmerte es mich, ich musste mich ja schließlich nicht selbst anschauen. Wenn mich nicht alles täuschte, wurde gerade mein Lieblingskuchen aus dem Ofen geholt. Schokolade. Und was war das andere? Irgendwas mit Kirsche? Hm, nicht so mein Fall. Ich ließ mich auf eine der rot gepolsterten Bänke fallen und checkte meine Nachrichten. Olivia, das wohl beliebteste Mädchen des Jahrgangs, hatte einen neuen Status. Mehr aus Routine als aus Interesse klickte ich darauf und spürte einen kleinen Stich im Magen. Auf dem Bild sah man zwei ineinander verschränkte Hände, darunter hatte Olivia „HDGDL Tyler“ gepostet. Jetzt waren sie also doch zusammen, das erste Paar im Jahrgang. Wirklich Hoffnungen hatte ich mir natürlich nie gemacht, Tyler war eben doch nur irgendein Junge wie alle anderen. Außerdem war mir klar, dass es in ein paar Wochen wieder vorbei sein würde. Olivia wechselte ihre Vorlieben so schnell wie andere Leute ihre Socken. Und trotzdem war es irgendwie nicht fair. Das alle so perfekt waren, so blond, so schlank, so süß. Früher einmal hatte ich gedacht, dass ich hübsch wäre, aber wenn knöchellange Röcke, Totenkopfhöringe und Sommersprossen wirklich etwas Magisches an sich hatten, so war es den Leuten im neunten Jahrgang noch nicht so wirklich aufgefallen.

Seufzend steckte ich mein Handy wieder in meine Jackentasche. In diesem Moment bimmelte die Türglocke und ein großer Junge mit glatten, haselnussbraunen Haaren und grünen Augen kam herein. Ich spürte, wie mein Magen einen kleinen Hüpfen machte, der wohl mehr war als Vorfreude auf Schokoladenkuchen. Das war Simon. Er war mir vor ein paar Wochen zum ersten Mal aufgefallen, damals war er mit ein paar Freunden hier gewesen. Er hatte sich nicht wirklich viel am Gespräch beteiligt und trotzdem hatte ich seinen Namen irgendwie aufgeschnappt. Noch am selben Abend hatte ich alles, was ich über ihn wusste, in mein Tagebuch geschrieben. Er mochte Schokoladenkuchen. Er konnte unheimlich gut Skateboard fahren. Er hatte eine Menge Freunde, schien aber nicht so wirklich in seine Clique aus Jungs mit Markenklamotten und gestylten Haaren zu passen. Und das wichtigste war: Er hatte mir mindestens zweimal zugelächelt. Ich hatte Simon hinterher noch einmal mit seiner kleinen Schwester beim Bäcker getroffen und damals hatte er doch tatsächlich eine Bemerkung zu meinen Totenkopfhöringen gemacht. Seitdem trug ich sie jeden Tag, egal wie viele Lacher ich dafür von Grace und ihrer Clique bekam. Und jetzt waren wir zum ersten Mal ganz allein, wenn man die lärmende Familie und das alte Paar weiter hinten im Café nicht mitzählte.

Ich wurde von Carmen, der spanischen Chefin des Cafés, aus meinen peinlichen Gedanken gerissen. „Good day, Lia!“ Natürlich kannte sie längst meinen Namen, ich kam schließlich in ihren Laden, seit ich alt genug war, um Kuchen zu essen. Geistesabwesend bestellte ich Schokoladenkuchen und kramte dann den siebten Band von Harry Potter aus meiner Umhängetasche. Doch so richtig konzentrieren konnte ich mich heute nicht. Ich hatte die Reihe eh schon zweimal durchgelesen, genau wie fast alle anderen Fantasy-Bücher, die man in London auftreiben konnte, und das waren wirklich eine ganze Menge. Aber daran lag es definitiv nicht, wie ich mir nach dem fünften peinlichen Blick in Richtung des Nachbartischs endlich eingestand. Seufzend klappte ich das Buch zu, sah hoch und blickte mit einem Mal direkt in Simons blassgrüne Augen, die mich von der anderen Seite des Cafés neugierig anschauten. Ich spürte, wie mir eine Menge Blut in den Kopf schoss. Verdammt, wieso nahm ich immer in den unpassendsten Momenten die Farbe einer roten Ampel an? Ich knallte den erstbesten Schein, den ich in meiner Tasche fand, auf den Tisch und sprang auf. Als ich die Tür öffnete und auf die Straße trat, fiel mir ein, dass ich meine Wollmütze vergessen hatte und Carmen bestimmt der Mund offen stehen bleiben würde, wenn sie das Trinkgeld abzählte. Aber egal, wenn ich jetzt nochmal zurückginge, würde ich vermutlich vor Peinlichkeit platzen.

Der Regen war inzwischen stärker geworden, es fühlte sich an, als würde mir jemand pausenlos einen Eimer Wasser in den Nacken kippen. Und trotzdem schwebte ich praktisch nach Hause. Als ich wieder am alten Plattenladen vorbeikam, packte es mich einfach und ich tat etwas, das so komplett und absolut gar nicht zu mir passte. Ich fing an zu singen, achtete nicht auf die verwunderten Blicke, die mich von allen Seiten durchbohrten. In der Schule wurde über meine Ohrringe gelacht, aber Simon mochte sie anscheinend. Und warum sollte es bei meinem Gesang anders sein?

Nachdem ich zu Hause angekommen war, nahm ich erstmal ein ordentlich warmes Bad. Dann schlurfte ich in mein mit Picassos berühmtesten Bildern dekoriertes Zimmer und hörte meine Mailbox ab. Die erste Nachricht war von meinem Vater, ein endloser Monolog über unzuverlässige Töchter und wichtige Klausuren. Die zweite Nachricht war kürzer, aber um einiges interessanter. Sie kam von meiner Freundin Ruby, die leider vor einem Jahr nach Amerika gezogen war. „Hey Lia, wo steckst du? Ruf zurück!“ Ich musste grinsen und wählte dann mit fliegenden Fingern die Nummer meiner besten Freundin. „Ach, wäre sie doch nur hier!“ schoss es mir durch den Kopf. Ich konnte dringend den Rat einer so ehrlichen Freundin wie Ruby gebrauchen. Schon nach dem ersten Tuten ging sie ran. Wie üblich leitete sie das Gespräch mit „Ey Lia, ich muss dir was erzählen ...“ ein, doch diesmal bremste ich ihren Redeschwall sofort aus. „Sorry, aber kann das vielleicht warten? Ich habe heute bei Carmen sieben Euro Trinkgeld gegeben, meine selbst gestrickte Mütze vergessen und auf offener Straße angefangen zu singen. Siehst du ein, dass meine Probleme dringender sind?“

Stille.

„Ruby?“

„Ich habe genickt.“

„Schön, aber das kann ich nicht sehen. Es liegt leider ein ganzer Ozean zwischen uns, meine Liebe.“

„Ja, ja, schon klar, mach dich nur lustig und lass mich auf der anderen Seite der Erde an Neugierde sterben. Kein Problem.“

Erneut musste ich grinsen. „Ist schon gut, ich erzähle dir die Einzelheiten. Obwohl ich eigentlich gar nicht sicher bin, was mit mir los ist.“

Ich bekam Rubys Antwort nicht mit, da am anderen Ende der Leitung plötzlich ein unschönes Getöse losbrach.

„Verdammt Lia, ich muss auflegen. Tommy macht schon wieder Radau. Kleine Brüder sind wirklich die Pest. Die ganze Wand ist voller Karottensaft...Ich ruf später zurück, ja?“

Ich legte auf und ließ mich aufs Bett fallen. Scheiße, und jetzt? Wie lange würde Simon noch bei Carmen im Café sitzen? Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, dass ich ihm in einer Stadt wie London auf der Straße begegnen würde? Verschwindend gering. Ich wusste nicht weiter, also tat ich das, was man in solchen Fällen halt tut. Ich griff nach meinem Handy und klickte mich gelangweilt durch die neusten Posts auf Insta, den WhatsApp-Status verschiedener Personen und stieß dabei erneut auf das Bild von Olivia. In meinem Kopf verglich ich Tyler mit Simon. Tyler saß jetzt bestimmt vor seiner PlayStation und zockte, während Simon bei Carmen Schokoladen Kuchen aß, vielleicht stand er jetzt auf, zahlte, gleich würde er den Laden verlassen, im Meer aus bunten Regenschirmen verschwinden...

Ich warf mein Handy aufs Bett und sprang auf. Der Lieblingsspruch meines Vaters schoss mir durch den Kopf. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Blöder Spruch, langweiliger Spruch, aber leider zutreffend. Ich rannte in den Flur, schlüpfte in meine schwarzen Stiefel, schnappte mir meinen Regenmantel und rannte hinaus auf die verregnete Straße.

Als das Café in Sicht kam, blieb ich keuchend stehen. Was jetzt? Darüber hatte ich mir bisher keine Gedanken gemacht. Auf einmal wünschte ich mir, dass ich mein Handy mitgenommen hätte. Ruby hätte jetzt bestimmt einen guten Rat gewusst. Aber den brauchte ich anscheinend gar nicht. Als ich aufblickte, stand Simon direkt vor mir. Ich hatte ihn nicht kommen gesehen und konnte ihn nur anstarren. Gestern noch wäre ich bestimmt weggelaufen, aber wer auf offener Straße singen kann, der kann auch einem Jungen in die Augen schauen. Also blieb ich stehen. Simon lächelte nervös.

„Hey Lia.“

Woher wusste er meinen Namen? Hatte er gehört, wie Carmen mich angesprochen hatte? Er redete weiter.

„Du gehst doch auch immer in dieses Café, oder? Also, hm...Hättest du vielleicht Lust, nächsten Samstag um elf Uhr wieder dahinzukommen? Also es gibt wirklich guten Kuchen, aber ist dir ja sicherlich schon aufgefallen, ja...“

Er stotterte noch ein bisschen herum, aber ich hörte ihm schon gar nicht mehr zu. Noch wusste ich nicht, ob Simon nur ein Freund oder vielleicht doch mehr werden würde, aber ich hatte es geschafft. Ich war zum allerersten Mal in meinem Leben mit einem Jungen verabredet, trotz meiner knöchellangen Blumenröcke und meiner Totenkopfohringe. Und das war ein verdammt gutes Gefühl.

„Samstag passt super“ antwortete ich und lächelte Simon strahlend an.

Das Sternmädchen

Ein Blick in den Himmel und sie fiel hinab; eine wunderschöne, aufleuchtende Sternschnuppe war zu sehen. Sie war groß und im Vergleich zu den anderen Sternen sehr hell und auffällig.

Ihre Bewegung war schnell und Ludwig konnte ihr kaum folgen, aber er war so fasziniert, dass er es sich nicht erlauben hätte, ihr nicht hinterherzukommen. Ludwig sah genau hin, wo die Sternschnuppe landete, denn er wollte sehen, ob noch Reste übrig waren. Jeder andere wäre zu seinen Eltern gerannt und hätte ihnen davon erzählt, aber Ludwig zog sich heimlich Schuhe und Jacke an und rannte in Richtung Absturzstelle. Der Weg war dunkel und moderig, denn es hatte am Tag geregnet und der erdige Boden wurde aufgewühlt. Ludwig und seine Familie wohnten am Rande der Stadt, es war alles sehr leer und es gab kaum einen interessanten Ort, wo er spielen konnte. Als er endlich in der Nähe war, sah er eine kleine, zerbrechliche Gestalt. Es war ein Mädchen, sie schien bewusstlos zu sein. Er stups-te sie an, aber sie regte sich nicht. Ludwig war gerade mal zehn Jahre und wusste nicht, was er tun sollte und vor allem war er sehr verwirrt, denn wer erwartet schon, dass ein Mädchen vom Himmel fällt? Zumindest gab es keine Erklärung dafür, dass ein womöglich halbtotes Mädchen plötzlich inmitten lauter Bäume lag. Vorsichtig stieß er das Mädchen ein weiteres Mal an und da gab sie eine hektische Bewegung von sich und sah Ludwig voller Erstaunen und Ratlosigkeit an. Ihr Gesicht war zart und voller Erde verschmiert, ihre Augen waren so hell und klar wie die Sterne in der Nacht und ihr Auftreten wirkte etwas unsicher, aber doch so voller Strahlen und Liebe. Ludwig wandte kurz seinen Blick von ihr ab, um sich umzusehen, denn er fühlte sich beobachtet, aber vielleicht war es auch nur der Blick des Mädchens, das ihn fast schon mit ihren Augen durchlöcherte.

Als er es bemerkte, berührte das Mädchen, mit ihrer kleinen Hand, das kalte Gesicht von Ludwig. Fast schon etwas erschrocken öffnete sie ihren Mund, aber es kam kein Ton heraus. Ludwig fragt vorsichtig, wie ihr Name war und woher sie kommen würde, aber das Mädchen sah ihn nur noch verwirrter an. Was dachte er sich denn auch, man kann ja nicht erwarten, dass sie nach dem Ereignis auch noch reden würde? Weil Ludwig nichts Besseres einfiel, nahm er ihren Arm und legte ihn über seine Schulter. Er zog sie hoch und fing langsam an, sie nach Hause zu tragen. Er versuchte weiter mit ihr zu reden, aber es war wie, als wenn die Worte nicht bei ihr ankommen würden, das machte ihm aber wenig aus.

Als sie endlich da waren, bemerkte Ludwig, dass das Mädchen ihre Augen geschlossen hatte. Anscheinend schlief sie, das machte es Ludwig aber nicht gerade leichter sie die Treppe hochzubekommen und das vor allen Dingen nicht, wenn man dabei leise sein musste. Was sollte er auch sagen, wenn seine Eltern jetzt kommen würden, dass er ein Mädchen vom Himmel fallen sah und sie jetzt hierher mitgenommen hatte? Das wäre ja sehr glaubwürdig! In seinem Zimmer angekommen, legte er sie auf sein Bett, er wollte stattdessen auf dem Boden schlafen.

Am nächsten Morgen wachte Ludwig auf, es war noch sehr dunkel und er versuchte sich so gut wie möglich zu orientieren. Er sah sich nach dem Sternmädchen um, aber es war nicht da. Erschrocken stand er auf und lief nach unten, aber es war weit und breit keine Spur von ihr zu sehen. Als Ludwig wieder nach oben lief, sah er sie im Badezimmer nebenan. Sie betrachtete sich im Spiegel und blickte dann zur Seite, wo Ludwig erleichtert stand. Mit einer leisen und ruhigen Stimme fragte sie ihn, wer er sei und wo sie wäre. Mit einem ratlosen Gesicht sagte Ludwig seinen Namen und erzählte ihr, dass sie bei ihm zu Hause seien.

Leider hatte das Sternmädchen keine Ahnung, was ein zu Hause war und als Ludwig fragte, wie ihr Name war, guckte sie ihn noch merkwürdiger an und antwortete, dass sie keinen Namen hätte. Auf einmal sagte Ludwig, dass sie ja Laura heißen könnte, zufrieden meinte Laura, dass das eine gute Idee wäre. Die einzige Sache, die noch ungeklärt war, war, dass Ludwig nicht wusste, wo Laura herkam, also fragte er sie schüchtern, wo sie hergekommen sei und was sie hier machen würde. Laura meinte

nur stumpf, dass sie etwas suchen würde, aber was sagte sie nicht. Da Ludwig heute in die Schule musste, meinte er zu Laura, dass sie sich im Schrank verstecken müsste und erst rauskommen dürfte, wenn er wieder nach Hause gekommen sei. Laura war auch hiermit einverstanden und setzte sich in den Schrank hinein. Als Ludwig wieder da war, schlief Laura, er legte sie auf sein weiches Bett und lies sie weiterschlafen. Am nächsten Tag war Samstag, das hieß, dass die beiden Kinder schnell rausgingen und nach irgendwelchen interessanten Sachen suchten, die Laura wohl mitbringen sollte.

Laura und Ludwig waren endlich wieder zu Hause und legten sich schlafen. Die beiden wachten mit einem großen Schreck auf, denn seine Mutter war ins Zimmer gekommen und fing an zu schreien. Sie fragte schnell, wer das Mädchen sei, aber Ludwig starte sie nur an. Mit seiner Mutter hätte er wohl nicht gerecht, aber als er sich gesammelt hatte, sagte er, dass Laura ein Mädchen von einem anderen Planeten war und hier etwas suchen würde. Seine Mutter sah ihn noch verwunderter an und fing an zu lachen, dann drehte sie sich um und meinte, dass es gleich Frühstück geben würde. Laura fragte Ludwig leise, wer das gewesen sei, aber er meinte nur, dass es seine Mutter gewesen sei. Ab jetzt versteckte sich Laura nicht mehr und sie suchten gemeinsam jeden Tag nach etwas, das Laura gebrauchen könnte, leider ohne Erfolg. Nach einem halben Jahr waren sie wirklich gute Freunde und sie unternahmen alles nur zusammen.

An einem schönen sonnigen Tag ging Laura dann aber alleine los, um nach dem Ding zu suchen, was sie dringend brauchte und sie fand es auch. Es war ein Ring, der in der Sonne stark glitzerte. In diesem Moment, wo sie den Ring aufhob, verschwand sie Stück für Stück.

Noch an diesem Abend suchte Ludwigs ganze Familie nach Laura, aber sie war nirgends zu finden. Jeden Tag machte Ludwig sich Sorgen um Laura, aber als er aus dem Fenster schaute, sah er, wie ein kleiner Stern besonders doll leuchtete. Ab da war er sich sicher, dass sie gefunden hatte, wonach sie suchte und, dass sie nun wieder sicher bei ihrer Familie angekommen war.

Unsere Welt

WO WIR LEBEN.

Wie schreiben das Jahr 2064. Zur Jahresende möchte ich hier einen kleinen Bericht über unsere Lage und Vergangenheit schreiben.

2063 wurde Nahrung und Platz durch Überbevölkerung aufgrund des Klimawandels so knapp, dass ein weltweiter territorial begründeter Atomkrieg ausbrach. Dadurch wurde die Erdoberfläche so mit radioaktivem Müll verseucht, dass ein Leben auf der Erdoberfläche nicht mehr möglich war. Einige Menschen flüchteten sich auf die internationale Forschungsstation für Meeresbiologie, welche unter Wasser liegt. Zu dieser kleinen Gruppe von 13 Menschen gehörten auch unsere Eltern. Da wir sehr fortschrittliche Technik auf der Basis, wie wir sie nennen, haben, konnten wir eine Maschine bauen, welche den Sauerstoff aus dem Wasser filtert. Die Maschine nennen wir „The Lung“. Ohne diese Maschine wäre ein Leben unter Wasser nicht möglich. Der Plan ist eigentlich, dass wir, wenn die Strahlung abgenommen hat, wieder auf die Erdoberflächen zurückkehren, aber ich weiß nicht mal, ob ich wieder zurück will. Die Gemeinschaft müsste noch mal komplett von vorne anfangen und wir wissen nicht, was uns oben erwartet. Wenn ich recht überlege, wissen wir nicht einmal, ob jemand an der Oberfläche überlebt hat. Außerdem liegt die Basis an einem wunderschönen Korallenriff. Hier ist die Natur unberührt und noch komplett. Fische mit unterschiedlichstem Aussehen schwimmen hier um die Basis herum. Platz ist auch genug da, da wir mit der Zeit angebaut haben. Nun ist unsere Basis ein prächtiges Gewirr aus Röhren und Kugeln.

Es gibt Sportplätze, verschiedenste Rückzugsorte und alles, was in ein kleines Dorf gehört. Trotzdem planen wir, bald eine Expedition nach oben zu machen.

DER BESUCHER

Es sind jetzt schon mehrere Wochen vergangen, seit ich euch berichtete, was geschehen ist, aber ihr werdet mir nicht glauben, was heute passiert ist. Ich habe euch ja erzählt, dass wir bald an die Oberfläche gehen und eine Expedition starten wollten. Das Ziel war, nach Überlebenden vom Unglück zu suchen. Doch heute Morgen hörten wir lautes Pochen an der ehemaligen Tür, welche wir seit dem Unglück nicht mehr benutzt haben und welche an die Oberfläche zeigt. Es war ein Mensch. Er war ausgemergelt und erschöpft. Kleidung hatte er auch kaum an. Wir haben ihn aufgenommen und interviewt. Das konnten wir, da er zufällig jene Sprache sprach, die wir auch in der Base sprechen. Ich habe mitgeschrieben. Hier ist seine Geschichte:

Max: Wie heißt du?

Er: Ich habe seit dem Unglück keinen Namen mehr.

Max: Was ist da draußen geschehen und wie hast du überlebt?

Er: Nun, nachdem ich mich 2063 in einem Bergwerk verstecken musste, wurden nach vier Wochen meine Nahrungsvorräte knapp. Sie müssen wissen, dass ich früher in einem Bergwerk gearbeitet habe. In diesen Minen musste es früher immer einen großen Schutzraum vor Steinbrüchen geben, wo auch

Nahrung für mindestens vier Mann für eine Woche gelagert wurde. Glücklicherweise kam niemand anderes auf die Idee sich dort zu verstecken. Es war kalt und feucht doch ich hatte mir alles Wichtige mitgenommen.

Nach vier Wochen musste ich notgezwungen aus meinem Zufluchtsort herauskommen. Als ich wieder den Himmel sah, war ich unendlich glücklich. Doch was ich nicht sah, war die Radioaktivität. Damals sah man die Folgen zwar noch nicht, doch ich fühlte nach einiger Zeit eine Art Reizung auf der Haut. Nachdem ich auf die Oberfläche kam, musste ich mir erst einmal etwas zu Essen besorgen. Ich hatte mir kaum etwas mitgenommen, da der Weg von unten in den Minen bis oben mühsam war.

Max: Hattest du Freunde?

Er: Ja, ich hatte einen großen Bruder. Er musste in den Krieg ziehen, seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Meine Eltern sind schon, als ich 14 war, an einer Lungenerkrankung gestorben. Mein Freund war damals 19. Er war immer der, der auf mich aufgepasst hat. Er war mein bester Freund. Als er wegging, war ich auf mich allein gestellt. Andere Freunde hatte ich kaum.

Max: Was hast du gemacht, als du wieder an die Oberfläche gekommen bist?

Er: Ich musste mir natürlich sofort etwas zu essen suchen. Ich hatte mir ja kaum etwas mitgenommen. Also bin ich etwas nach Norden gelaufen, da ich vor meinem Verstecken im Berg gehört hatte, dass es eine Art Schutzbunker in der nördlich gelegenen Stadt geben soll. Ich habe unterwegs Beeren und anderer Früchte gegessen und das war mein Fehler. Ich hatte nicht mitgedacht, dass die ja verseucht waren. Mir wurde nach einiger Zeit schummrig und schwindelig. Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten und da bricht die Erinnerung ab. Ich weiß nur noch, dass ich irgendwann am Bunker angekommen bin, ich rief, doch niemand antwortete. An mehr kann ich mich nicht erinnern. Das Nächste, an was ich mich erinnere ist, dass ich an einem Strand aufgewacht bin. Ich lief den Strand entlang und dann sah ich dieses röhrenartige gewölbte U-Boot und den Rest kennt ihr ja.

Wir haben überlegt, was der Unbekannte jetzt zuerst braucht. Einen Namen? Essen? Ein Bett?

Ich glaube, er braucht einen Freund.

Lost im Nirgendwo

(MIT PRODUKTPLATZIERUNG)

Im Flugzeug war es nicht gerade gemütlich, aber ich hatte einen Platz. Das war die Hauptsache. Aber ich fragte mich schon länger, wo mein Krombacher Pilsener blieb, dass ich bestellt hatte. Aber egal.

Endlich landete das Flugzeug und ich suchte meinen Mantel, mein Krombacher Pilsener war immer noch nicht gekommen. Mein Partner Igor suchte seinen Koffer.

Bei der Gepäckausgabe bekam ich leider nur einen von zwei Koffern (ich hatte mit so etwas schon gerechnet). Klothilde hatte vorausschauend nur Handgepäck dabei. Zu dritt waren wir ein Team, mit dem man rechnen musste. Noch nie hatten wir einen Fall gelöst, aber wir hatten auch noch nie aufgegeben.

Wir riefen uns ein Taxi, der Fahrer sah etwas kriminell aus und verlangte das Dreifache des normalen Betrags. Wir zahlten, denn wir hatten keinen Bock auf Ärger. Im Hotel buchten wir drei Zimmer und bekamen vom Hotelbesitzer zwei Schlüssel, Klothilde wollte sich beschweren, aber in dem Moment kam der Sicherheitsdienst auf uns zu und brachte uns auf unsere Zimmer. Ich bekam das Einzelzimmer, denn ich bin der Boss. Denke ich zumindest.

Am nächsten Morgen wollten Igor und ich mit den Recherchen anfangen und Klothilde wollte uns den dritten Schlüssel besorgen. Igor und ich fingen mit den Untersuchungen bei der Oma von Olberto de Calamossa, dem Opfer, an. Wir befragten sie nach dem Aussehen des Mörders und sie sagte, dass der Angreifer eine Skimaske mit dem Logo von Bitburger anhatte. Für uns war der Fall klar: Bitburger hatte einen feindlichen Agenten geschickt. Ich wollte es aufschreiben, aber Stift und Notizblock waren weg. Die Oma des Verstorbenen hatte Kontakte und konnte uns Zugang zu einem illegalen Markt verschaffen, wo wir Waffen besorgen wollten, da unsere gestohlen worden waren.

Unser Kontakt gab uns die Waffe, nahm das Geld, und verschwand wieder. Erst viel später sollten wir bemerken, dass er Igors Brieftasche hatte mitgehen lassen. Allerdings konnte er uns noch etwas über einen Mann sagen, der sich Bitburger Bier bestellt hatte. In einer Bar im Ghetto. Wir fuhren sofort hin und stellten uns vor: „Hi, ein Krombacher bitte. Ich bin Heinz-Dieter von Krombacher und mein Partner ist Igor Budnikowski. Haben Sie einen Mann mit Bitburger Skimaske gesehen?“ „Ja, er hat im Hotel Zur leeren Brieftasche eingechekkt.“ „Mein Name ist übrigens Gorbatschow, hat mich gefreut Sie kennenzulernen.“ Wir tranken noch acht weitere Krombacher und fuhren zurück zu unserem Hotel „Zum Langfinger“. Klothilde hatte zwei weitere Zimmer gebucht, sodass wir ein weiteres bekamen. Ein schwarzer Jeep kam um die Ecke, ein paar Männer mit Bitburger Skimasken stiegen aus, zerrten den Hotelbesitzer in den Jeep und fuhren weg. Ich hätte sehen können, wie viele Männer es waren, hätte ich meine Brille aufgehabt. Darauf erst mal ein Krombacher. Am nächsten Tag trafen wir wieder die Oma von Olberto de Calamossa und hörten auf der Fahrt Schlagermusik auf voller Lautstärke. Wir wollten uns in einem deutschen Restaurant treffen. Dort bestellten wir natürlich Bratwurst mit Kartoffeln und Sauerkraut und Krombacher. Sie erzählte uns, dass der Mörder in einem schwarzen Jeep entkommen war, aber sie das Kennzeichen nicht erkennen konnte. Daraufhin sagte ich: „Der Hoteleigentümer von dem Hotel, in dem wir eingechekkt haben, wurde auch in einem schwarzen Jeep entführt. Das kann kein Zufall sein.“ Klothilde meldete sich zu Wort: „Ich konnte sehen, in welche Richtung der Jeep gefahren ist. Er ist Richtung Süden und dann links in den Tunnel.“ Igor ergänzte: „Es war ein deutsches Kennzeichen, und zwar BIT-BU-1817.“ Ich sagte: „Lass uns doch beim Autohaus ‚Zum Kurzschluss‘ anfangen zu suchen.“ Klothilde bot an: „Ich fahre zurück zum Hotel und google, auf wen das Auto angemeldet ist.“

Wir riefen uns ein Taxi und bekamen wieder den gleichen Taxifahrer. Da Igor nicht schon wieder so viel bezahlen wollte, bezahlte ich die 290€. Der Autohausbesitzer konnte uns nichts sagen und wir fuhren für 580€ zurück zum Hotel. Dort fanden wir keine Klothilde, aber einen Zettel von ihr, auf dem stand: Axel von Bitburger. Wir rannten zum Fenster und sahen zwei schwarzen Jeeps um die Ecke fahren. Ich schrie: „Du verfolgst den Rechten, ich den Linken!“

Noch nie hatten Igor und ich uns bei unseren Ermittlungen getrennt. Konnte das gutgehen?

Sofort knackte ich ein Auto und nahm die Verfolgung auf. Ich folgte dem Wagen durch mehrere Tunnel und einen Hühnerstall. Danach kamen wir zur Kanalisation, dort sah ich Krokodile, die Ratten jagten. Wir schossen aus einem riesigen Gullydeckel und fuhren an einer Bank vorbei, die gerade ausgeraubt wurde. Ein Typ in Skimaske lehnte sich aus einem Autofenster und warf Bierflaschen auf mich. Kurz darauf knallte er mit dem Kopf gegen eine Straßenlaterne und fiel aus dem Auto. Wir fuhren weiter und kamen zu einer Fabrik, welche früher Jeeps herstellte. Der Jeep hielt an und 22 Männer stiegen aus. Ich fragte mich, wie die da reinpassten.

Ich fuhr ihnen hinterher und der Boden krachte ein. Auf einmal befand ich mich in einem dunklen Gang. Neben mir bog Igor auf einem Fahrrad um die Ecke.

Wir kletterten den Gully hoch und sahen Klothilde. Sie wurde von zehn Männern bewacht, der Rest betrank sich.

Das war unsere Chance, endlich gemeinsam einen Fall zu lösen! Wir rannten auf die Männer zu und wollten sie K.O. schlagen. Einer der Männer schoss auf mich, da sprang Igor in die Kugel...

Igor sprang auf ein Fahrrad und fuhr los. Der Jeep legte ein schnelles Tempo vor und er musste sich anstrengen um dranzubleiben, der Wagen fuhr durch eine Autowaschanlage und Igor hinterher. „Scheiße“, dachte er und fuhr weiter, der Jeep bog rechts ab und er musste sich zwingen noch schneller zu fahren. Er kam sich vor wie ein Sprintsieger bei Olympia.

Der Jeep fuhr auf einen Tunnel zu. Im Tunnel stiegen sie aus und gingen in eine Seitentür. Igor konnte nicht sehen, ob Klothilde bei ihnen war und folgte ihnen. Er sah sie gerade noch um eine Ecke biegen und fuhr noch schneller. Die Männer rannten in einen ziemlich langen Gang, der unter einem Gully unter einer verlassenen Fabrik lag, die früher Jeeps hergestellt hatte.

Auf einmal krachte die Decke ein und neben Igor war Heinz-Dieter. Sie kletterten den Gully hoch und da war Klothilde, sie wurde von zehn Männern bewacht, der Rest betrank sich gerade. Sie rannten auf die Männer zu und wollten sie mit unseren Krombacher-Flaschen K.O. schlagen.

Einer der Männer schoss auf Heinz-Dieter. Igor sprang in letzter Sekunde in die Kugel. Dann wurde alles schwarz...

Ist das erst der Anfang?!

Wir rannten die Treppe runter, sie waren uns auf den Fersen. Sie hatten unseren Beobachtungsposten gefunden. Als wir raus auf die Straße kamen, standen da ein paar Wachen am Eingang. Als sie bemerkten, was los war, rannten sie hinter uns her. Sowie wir in eine Seitenstraße abbogen und sie uns nicht mehr sahen, sagte ich: „Das war anscheinend die Mafia, der Ring ist aufgefliegen, so wie wir. Julia, wir müssen den Chef informieren!“ Julia antwortete: „Du hast recht, wir sollten ihm Bericht erstatten. Er wird zwar nicht erfreut sein, aber es ist besser, als wenn wir im Stillen umgebracht worden wären!“

Auf Julia konnte ich mich immer verlassen, das zeigte sich gerade jetzt. Nach einer ganzen Woche riskanten Versteckens konnten wir Kontakt zum Hauptquartier aufnehmen: „Ok, eure Tarnung ist also aufgefliegen, wir müssen euch wie alle anderen in dem Fall abziehen. Kommt so schnell wie möglich zurück nach L.A. zum FBI, sodass ihr in Sicherheit seid.“

Als wir im Flugzeug saßen und landeten, gingen auf einmal die Lichter aus. Wir schauten uns an, da wurden wir gepackt und sie gaben uns eine Spritze. Als ich aufwachte, war ich in einem düsteren geräumigen Van und es ruckelte. Die Leute, die bei mir saßen, trugen Waffen. Als ich mich regte, rief der eine etwas wie: „Sie sind wieder wach“, und ein großer Mann kam in den hinteren Teil des Wagens. Er trug eine Maske. Ich hörte den Autolärm, als wir beschleunigten, hörte ich Schüsse. Einen zwei, drei, vier. Es gab kein Ende. Als einer unserer Reifen platzte, war es mir klar: Sie hatten die anderen hier in L.A. verständigt, sie waren hinter uns her. Als wir in die Kurve fuhren, rutschte ich auf dem Boden aus. Endlich sah ich Julia. Sie lag dort, das Schlafmittel hatte sie länger benommen gemacht, da sie leichter als ich war. Ich war ein bisschen benommen, also erkannte ich den Mann, der auf uns zukam, nicht sofort. Nach kurzer Zeit sah ich dann, dass dies mein Boss war, der dort auf uns hinabschaute. Ich stammelte: „Was ist passiert, wie bin ich hierhergekommen?“ Mein Chef unterbrach mich noch im Satz: „Wir haben euch abgeholt zwar etwas umständlich, aber sicher.“ Wir kamen beim Hauptquartier an und Julia wachte auf. Als wir reingingen, fragte sie mich, was ich den Boss gefragt hatte. Als wir in der Zentrale ankamen, schauten wir auf den Bildschirm. Als ich das Bild sah, wusste ich, dass das erst der Anfang war...